



Irène Némirovsky

Zu zweit

Roman

Aus dem Französischen
von Susanne Röckel

Knaus

Der Roman erschien unter dem Titel »Deux« im Jahr 1936
und wurde 2011 bei Éditions Albin Michel wieder aufgelegt.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015
beim Albrecht Knaus Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-8135-0587-0
Printed in Germany

www.knaus-verlag.de

*We seek no more the tempest for delight,
We skirt no more the indraught and the shoal –
We ask no more of any day or night
Than to come with least adventure to our goal ...*

Rudyard Kipling, »The Second Voyage«

1

Sie küßten sich. Sie waren jung. Die Küsse entstehen so natürlich auf den Lippen, wenn ein Mädchen zwanzig Jahre alt ist! Es ist nicht Liebe, sondern ein Spiel; man sucht nicht das Glück, sondern einen Moment des Vergnügens. Das Herz begehrt noch nichts: In der Kindheit ist es von Liebe erfüllt gewesen, gesättigt mit Zärtlichkeit. Es soll jetzt still sein. Es soll schlafen! Damit man es vergißt!

Sie lachten. Sie flüsteren einer den Namen des anderen (sie kannten sich kaum).

»Marianne!«

»Antoine!«

Dann:

»Sie gefallen mir.«

»Ach, wie du mir gefällst!«

Sie lagen auf einem schmalen Sofa, in einem dunklen Zimmer; sie hatten die Lampen gelöscht. Ein anderes Paar, halb verborgen von einem Schirm, unterhielt sich leise am glimmenden Feuer, ohne sich um sie zu kümmern. Ein junger Mann, der, den Kopf auf die Hand gestützt, mit gekreuzten Beinen auf dem Boden saß, schien zu schlafen. Zu fünft hatten sie das Abendessen eingenommen, in einem kleinen Hotel irgendwo auf dem Land. Die jungen Frauen trugen Ballkleider. Es war eine Laune gewesen, ein verrücktes Abenteuer. Sie hatten sich von einem langweiligen Abend fortgestohlen. Sie waren immer weiter gefahren, hatten Paris hinter sich gelassen. Es war die Osternacht im ersten Frühling nach dem Krieg,

einem verdrießlichen Frühling voller Tränen. Doch nun mußten sie zurückkehren: Es war hell geworden.

Marianne stand auf, zog die Vorhänge zurück, öffnete das Fenster. Nebel, dicht und weiß wie Milch, glitt langsam über einen unsichtbaren Fluß, dessen Nähe sich durch den kühlen Geruch des Wassers bemerkbar machte. Schien noch der Mond, oder war es schon Tag? Aber nein, die Nacht war wirklich zu Ende. Es regnete. Und doch war alles herrlich. Sie hatten nicht geschlafen. Im Saal des leeren Hotels hatten sie getanzt; sie hatten getrunken; sie hatten sich umarmt; ihre Gesichter waren müde, verfeinert, nicht aber gealtert oder befleckt durch das Vergnügen. Nichts kann den Glanz der Jugend trüben.

Marianne näherte sich dem Feuer; sie trug ein Kleid aus rotem Musselin, eine Bernsteinkette um den Hals; die Steine wirkten, von den Flammen beleuchtet, wie goldene Rosinen. Antoine streichelte sie, küßte den mageren bloßen Hals. Ohne etwas zu sagen, ließ sie sich lächelnd küssen, wie Solange Saint-Clair sich von Dominique Hériot küssen ließ, wie alle jungen Mädchen sich küssen ließen, die er kannte. Ohne Liebe, ohne Lust, gab die Ahnung von Liebe und Lust diesen unfertigen, keuchenden Küssen einen einzigartigen Geschmack.

Solange fragte flüsternd:

»Wieviel Uhr ist es denn? Ist es schon spät?«

Niemand antwortete. Noch ein Kuß, noch ... diese Küsse, die ihren Hunger und ihr Fieber täuschten ... Das blonde Haar von Solange, ein leichtes, zartes Gold, fiel auf ihre Schultern. Ihr Gesicht wirkte geheimnisvoll, engelhaft; sie war in diesem Moment so schön, daß Marianne sagte:

»Wie hinreißend du aussiehst, Solange ... Ich glaube, ich habe dich bis jetzt noch nie richtig gesehen ...«

Solange schloß ohne eine Antwort halb ihre großen schwar-

zen Augen. Alle Gefühle waren zwiespältig und verworren in dieser Nacht ... die Wollust und die Freundschaft, die Erschöpfung und das Vergnügen. Marianne stocherte mit ihren Absätzen im Feuer, damit es ein letztes Mal Licht gab. Sie setzte ihren Hut wieder auf. Sie war schmal, fast mager, lebhaft und sprühend wie eine Flamme; ihre von brauner Haut umgebenen dunklen Augen funkelten. Antoine ging zum gedeckten Tisch, goß sich etwas zu trinken ein. Man mußte aufbrechen. Das war schade. Was für eine sonderbare Nacht ... Sie schwiegen jetzt alle. Sie hatten keine Lust mehr zu lachen. Er sagte:

»Los, Dominique! Gilbert! Wir müssen fahren.«

Gilbert, Antoines Bruder, tat, als würde er noch schlafen; er saß zu Füßen von Solange und Dominique, die sich küßten, ohne sich um ihn zu kümmern. Dominique war älter als die anderen, verletzlicher; er konnte leichte Dinge nicht leicht nehmen; er liebte Solange.

»Gehen wir«, sagte Antoine noch einmal.

Dominiques Gesicht, blaß und matt, hob sich mit Mühe:

»Geh, laß uns allein! Los, geh! Wir werden nie mehr so glücklich sein ...«

»Ich könnte hier sterben«, murmelte Solange.

Sterben ... Sie waren von Sinnen. Am hellen Tag würden sie wieder zu sich kommen. Aber er selbst, Antoine, was tat er hier? Seine Geliebte hatte heute Nacht wohl vergeblich auf ihn gewartet. Denn Nicole war seine Geliebte. Er hatte sie vergessen ... Marianne war nur ein Moment der Lust. Er sah das alles mit der Hellsichtigkeit des Berauschten. Langsam drang der Nebel in das Zimmer ein. Noch vor wenigen Monaten hatten sie alle drei, Gilbert, Dominique und er selbst, im Schlamm der Picardie oder im Sand von Flandern gelegen. Sein großer Mund zog sich heftig zusammen. Seine grünen, ein wenig

schrägen, fast mongolischen Augen zuckten. Oh! Wie glücklich er war, am Leben zu sein!

Marianne stand neben ihm, fast an ihn gelehnt. Unvermittelt, als hätte sie seinen Gedanken erraten, sagte sie:

»Das ist wunderbar ...«

»Ja«, sagte er voll Wärme.

Sie dachten beide an junge Männer, ihre Brüder, ihre Freunde, deren Knochen seit langem unter der Erde, in unzähligen Massengräbern moderten. Sie, die Überlebenden, wußten, daß sie sterblich waren – eine Lektion, die man gewöhnlich erst lernt, wenn die Jugend zu Ende ist. Doch diejenigen, die sie schon mit zwanzig gelernt haben, werden sie nie vergessen. Oh! Wie mußte man sich beeilen zu atmen, zu küssen, zu trinken, zu lieben!

»Werden Sie zu mir kommen?« flüsterte er Marianne ins Ohr.

»Ja. Wann Sie wollen.«

Gilbert trat zu ihnen. Sein Gesicht sah gequält aus, seine Augen waren matt; auf Kinn und Wangen zeichnete sich dunkler Bartwuchs ab. Es war Zeit aufzubrechen ...

Antoine nahm die Mäntel der Mädchen, die sie beim Eintreten auf das Bett geworfen hatten. Sie standen auf. Dominique knipste die Lampe an, holte die Handtaschen und vergessenen Handschuhe und betrachtete den Tisch. Kein Tropfen Wein war übriggeblieben. Marianne zog sich langsam die Lippen nach. Wie sollte man jetzt zurückkehren? Wenn ihre Eltern entgegen ihrer erklärten Absicht Paris doch nicht verlassen hatten, würde sie Schwierigkeiten bekommen. Pah! Sie verließ sich auf ihr Glück. Solange würde sagen, daß sie bei Marianne übernachtet habe. Sie, Marianne, daß sie bei Solange gewesen sei. Es würde nichts herauskommen, nie kam etwas her-

aus. Und sowohl ihre eigenen Eltern wie die von Solange waren noch jung; ihre eigenen Leidenschaften beschäftigten sie mehr als die ihrer Kinder. Sie waren vier Schwestern bei ihr zu Hause, die alle zusammenhielten, wie es sich gehörte. Marianne bedauerte, daß ihre jüngere Lieblingsschwester Evelyne nicht da war. »Wie schade ... Sie sollte dabeisein ...«, dachte sie. Sie wußte nicht, warum, doch in dieser Nacht war es anders gewesen als bei ihren gewöhnlichen Eskapaden. Diese Nacht war ... unvergeßlich ...

Kurz bevor sie gingen, sah sie sich noch einmal im Zimmer um, betrachtete das alte Bett in der Dunkelheit, die geblümete Steppdecke, die zerknittert am Boden lag, das kleine rosarote Sofa. Von dem großen Feuer, das sie mit soviel Freude angezündet hatten, war nur glimmende Asche übriggeblieben.

Solanges Kleid, mit Rüschen aus Spitze, weiß und leicht wie Meerschäum, tauchte kurz vor dem offenen Fenster auf, dann liefen sie durch lange, dämmrige Gänge; der Speisesaal war leer, die Korbstühle reihten sich umgedreht auf den Tischen auf. Sie betraten eine mit Sand bestreute leere Terrasse und sahen endlich die Scheinwerfer des Autos, die mit ihrem hellen Gelb den Nebel durchdrangen. Marianne empfand plötzlich die Morgenkühle auf ihren bloßen Armen und am Hals. Sie nahm den Mantel, den Antoine ihr reichte. Solange machte ein paar Schritte, legte die Hand an die Stirn und sagte theatralisch:

»Ach! Ich mag nicht fort!«

Sie empfanden alle dieselbe sinnliche Verzweiflung, jene Angst, die sich der Seele bemächtigt, wenn das Glück endet, die jedoch noch gemischt ist mit Glück, wie der Lehm durchdrungen ist von Wasser. Der Fluß strömte in größter Stille dahin. So sieht man im Traum eine stumme, farblose Woge vor sich, die einen mitreißt an bleiche Gestade.

Reglos, verzaubert, standen sie am Ufer. Ein kleiner ängstlicher Schrei kam aus einem Gebüsch in der Nähe, und sie sahen einen Vogel mit grauem Gefieder zitternd auffliegen; er setzte sich auf die Spitze eines Baums; ein Fisch sprang in die Luft. Die Glocken begannen zu läuten: Es war der Ostermorgen.

Die alten Carmontels hatten ihre Kinder um sich versammelt: Pascal und seine Frau, Gilbert, und der Jüngste, Antoine.

Der Ostersonntag ging zu Ende. Man hatte gegessen; es war ein gutes Essen gewesen, wenn auch ein wenig schwer, mit ausgezeichneten Weinen.

Die Familie befand sich im roten Salon, hinter geschlossenen Fenstern, zum Schutz vor dem eiskalten Frühling.

Vater und Mutter saßen einander gegenüber, die Söhne bildeten einen lockeren Kreis um sie. Kleine, rosafarbene Kekse, mit Zucker bestreut, waren serviert worden; die Carmontels tranken ihren koffeinfreien Kaffee, für die Kinder war Filterkaffee zubereitet worden, der aber auch ein wenig schwach war.

Die Eltern hörten zu, blickten umher, sprachen wenig.

›Sie haben nichts mehr zu sagen‹, dachten die Kinder, ›nichts auf der Welt interessiert sie mehr. Von uns erwarten sie, daß wir ihnen angenehme Dinge erzählen, die sie anregen, nicht erschrecken. Woran denken sie nur den ganzen Tag? Was ist das Alter anderes als ein vorweggenommenes Sterben?‹

Die Carmontels gingen selten aus. Sie klagten über ein schwaches Herz, Erstickungsanfälle, tausend Wehwehchen; Monsieur Carmontel war ein trauriger und in sich gekehrter Mann, der sich zu seinen Büchern flüchtete. Schon lange hatte er aufgehört zu arbeiten: Die alte Firma Carmontel und Söhne gehörte der Familie nicht mehr.

Die beiden ältesten, Pascal und Gilbert, waren Advokaten.

Antoine, dessen Studium vom Krieg unterbrochen worden war, hatte sich noch für keine Laufbahn entschieden. Die Carmonets waren von alter und wohlhabender bürgerlicher Herkunft und lebten auf großem Fuß. Keines der Kinder wohnte mehr in der großen, düsteren Wohnung am Boulevard Malesherbes. Wie Fremde betraten sie den riesigen, erdrückenden altertümlichen Saal, in dem es keine Blumen gab. Jeder von ihnen bemühte sich, herzlich und wohlmeinend zu sein und soviel Kindesliebe wie möglich an den Tag zu legen, die älteren, um ihrer Mutter zu gefallen, und Antoine, der nie ein mütterlicher Liebling gewesen war, um ein Lächeln auf die feinen, welken Züge, den großen, traurigen Mund seines Vaters zu zaubern.

Die Eltern waren miteinander nicht glücklich gewesen, aber jetzt waren sie alt, und es hatte sich zwischen ihnen ein unsichtbares Band der Freundschaft gebildet; sie hatten sich vereint gegen gemeinsame Feinde: die häuslichen Sorgen, die Undankbarkeit der Kinder, die Angst vor dem Tod. In gewissen Momenten war ihnen deutlich bewußt, daß es trotz der Stürme der Vergangenheit diese Einheit gab gegen alles, was ihre Ruhe bedrohte, diesen teuer erworbenen Frieden des Alters.

Sie betrachteten die Kinder. Antoine, der kam und ging und nicht dazu in der Lage war, seinen Körper einen Augenblick lang stillzuhalten. Gilbert, schweigsam, über quälende Fragen brütend, die sie nicht kannten, niemals kennen würden. Pascal, in Anspruch genommen von seiner Familie, seinen Kindern, seiner Karriere, seinen Geliebten, tausend Sorgen. Sie freuten sich, sie zu sehen. Sie lebten nur noch für diese Abende, an denen sie sie um sich versammelten. Sie wünschten sich, daß die Kinder kamen, dachten ständig an sie, aber kaum waren sie da, wurden sie von Unruhe ergriffen. Wie würde sich Pascal aus der Affäre Brun retten? ... Er erklärte die Dinge nie klar,

ausführlich. Immer diese unselige Ungeduld der Jugend, diese Hast ... Und Gilbert? ... Er war verliebt, das war deutlich sichtbar. In wen? ... Antoine hatte eine Geliebte, diese Nicole Delaney, eine geschiedene Frau, älter als er. Würde er sie heiraten? Wann würde er sich für einen Beruf entscheiden? Man war niemals ruhig mit den Kindern! Doch wozu sollte man sie fragen, Dinge zu erfahren suchen, ohne Unterlaß diese alten Herzen quälen, die schon so lange gepocht hatten, die müde waren? Sie zogen es vor, nichts zu erfahren. Diesem turbulenten Leben setzten sie ihr Schweigen entgegen, ein scheinbares Unverständnis, hinter dem sich eine geheime Bitte verbarg: Laßt uns in Ruhe! Ihr habt uns genug gepeinigt. Wir sind müde ... Laßt uns in Ruhe, ihr armen Kinder! ... Pascals Schulden, die zwei Jahre, die Gilbert, von Tuberkulose bedroht, in der Schweiz hatte verbringen müssen, der undisziplinierte Charakter Antoinettes, all das war Vergangenheit ... Ihr eigenes Leben, das so schwierig gewesen war, die ehelichen Unstimmigkeiten, die Krankheiten und vor allem der Krieg, die drei Söhne an der Front, zwei von ihnen verwundet ... Aber schließlich waren sie alle hier, Gott sei Dank, und alle lebten ... Sie, die Eltern, fanden, daß sie ihre Ruhe durchaus verdient hätten.

Die Kaffeetasse in der Hand, sagte Berthe Carmontel:

»Ihr dürft gern eine Zigarette rauchen ...«

Doch sie fürchtete sich vor dem Rauch; unruhig folgte sie ihm mit dem Blick. Auf einem kleinen Tisch neben ihr lagen ihr geschlossener Fächer, Arzneien, Pillen, ein Antimigränestift. Sie nahm den Fächer und begann, ohne ihn zu öffnen, mit abgehackten Bewegungen ihrer langen, mageren Arme den Rauch vor ihr zu zerteilen. Ihr gefurchtes Gesicht, ihr bleifarber Teint zeigten, wie sehr die Zeit ihrem Organismus

zugesetzt hatte, doch ihr Körper war stark, die Knochen hart und robust. Seit sechsundzwanzig Jahren, seit Antoines Geburt, hielt sie den Tod in Schach. Sie war nie schön gewesen, sie war schwerfällig und ohne Anmut, doch ihr Gesicht war vom Feuer des Lebens und der Leidenschaft erhellt worden. Noch heute zuckte die alte Flamme gelegentlich auf, wenn sie munter wurde. Aber nicht heute abend ... Heute abend war sie griesgrämig und gedrückt. Ihre Lippen waren blaß und gespannt, kaum sichtbar; ihre Züge wirkten wie entfärbt. Nur die schwarzen Augen waren immer noch schön und blickten durchdringend. Ihr Ehemann nahm als erster ihre Ängstlichkeit wahr und wandte sich müde und resigniert an seine Söhne, um ihnen auf fast unmerkliche Weise ein Zeichen zu geben, das sie, da sie seit langem gelernt hatten, darauf zu achten, sofort wahrnahmen. Sie drückten ihre Zigaretten aus. Madame Carmontel fragte mit gespielterm Erstaunen:

»Ihr raucht nicht weiter? Habt ihr Angst, Raymonde unangenehm zu sein?«

Sie wollte nicht, daß man Mitleid mit ihr hatte, daß man ihr ihre Schmerzen in Erinnerung rief, sie wollte nicht an den Tod denken.

Raymonde, Pascals Frau, ein hübsches und kräftiges Geschöpf mit weißer Haut und sehr dunklem Haar, das über ihrer Stirn und an den Schläfen eine fünffache Welle bildete, mit schweren, muskulösen Armen, stand am Anfang ihrer dritten Mutterschaft. Sie lächelte verächtlich und senkte, ohne zu antworten, die Augen auf das Kinderjäckchen, das sie strickte.

Gilbert lag in einem großen, mit rotem Damast bezogenen Sessel. Wie er es oft tat, legte er die Fingerspitzen an die Lippen und gab mit kalter und schneidender Stimme (alle Carmontels

hatten diese Stimme, sie war ein Erbteil ihrer Mutter) Pascal Antwort, der ihn zu einem strittigen Punkt im Prozeß Lucain gegen Bourges befragt hatte. Jeder von ihnen beurteilte den anderen mit fast manischer Gewissenhaftigkeit, doch ihre Urteile waren vom Zufall bestimmt und hatten keinen wirklichen Wert: Wenn man die seelischen Qualitäten eines Bruders anerkennt, ehrt man damit sich selbst, das eigene Blut, den Stamm, dem man entsprang, während der Vorwurf der mangelnden Intelligenz nur das Individuum betrifft.

Zuweilen wunderte sich Gilbert über seine eigenen Worte und den scharfen Ton seiner Äußerungen. Wieviel Besorgnis, wieviel Wissen verschwendete er an einen Gegenstand, der so unwichtig für ihn war! Doch nichts auf der Welt war wichtig ... außer Solange ...

Er kannte sie seit seiner Kindheit; er hatte sie immer geliebt. Sie hatte sich geweigert, seine Frau zu werden, doch eines Abends, als Dominique mit einer anderen zusammen war, hatte sie sich ihm hingegeben. Danach hatte sie in seinen Armen geweint. Sonderbare Mädchen. Wenn man das Pech hatte, mit einer von ihnen zu schlafen, war nicht nur die physische Leidenschaft lebhafter als beim Verkehr mit gleich welcher Frau, man ließ sich auch dazu verleiten, sich an sie zu binden. Wenigstens bei ihm war es so. Jene beiden Jahre in der Schweiz, zwischen seinem fünfzehnten und dem siebzehnten Lebensjahr, die Krankheit, die Einsamkeit, die Stunden der Betrachtung und der Stille während der Kur, all das hatte sich auf sein Herz, seine Nerven ausgewirkt. Antoine hatte es gut. Ob mit Nicole Delaney, Marianne Segré oder irgendeiner anderen, er suchte nur sein Vergnügen, und wenn er es gefunden hatte, war er klug genug, nichts darüber hinaus zu verlangen. Fast haßerfüllt betrachtete er Antoine: Die beiden Brüder waren

immer Gegner gewesen. Wo war Solange heute abend? ... Er beugte sich zur Lampe, rückte lange den Schirm zurecht und legte dann die Hand vor seine Augen, wie um sie vor einem allzu hellen Licht zu schützen.

»Die Deutschen würden gern ihre Produkte bei uns einführen«, sagte Albert Carmontel, »sie würden gern ihre Sachen verkaufen und so ihre ganzen Schulden loswerden ...«

Antoine stimmte eifrig zu. Von dem vorangegangenen Gespräch hatte er kein Wort mitbekommen, doch er liebte seinen Vater sehr. Hier änderte sich nie etwas; die Luft war weich, ein wenig stickig; die Familie verbreitete eine besondere Art der Langeweile, entnervend, doch nicht ohne Charme.

»Die Ausländer werden kommen und über uns herrschen, die Mittelmänner, die Hamsterer«, sagte Pascal, der sich nun mit Nachdruck einmischte, wie er es gern tat.

Antoine stand auf und entfernte sich, um sich auf das kleine Plüschsofa zu setzen, wo er auch schon als Kind, verborgen vor den Blicken der anderen, gesessen hatte, um *Onkel Toms Hütte* zu lesen; er hatte den Kopf zur Wand gedreht, damit man seine Tränen nicht sah, doch seine Mutter hatte ihn eines Tages beim Weinen ertappt. Er erinnerte sich an den kalten Blick, mit dem sie auf ihn hinuntergesehen hatte:

»Dieses Kind weint nur über eingebildeten Kummer ...«

Sie hatte immer ihre älteren Söhne vorgezogen, diesen Rohling Pascal, diesen hassenswerten Gilbert ... Nur er und Gilbert sahen ihrer Mutter ein wenig ähnlich, und nur sie sprachen in Momenten innerer Erregung in diesem eisigen Ton. Pascal, mit rosigem Teint und fleischigen Lippen, schien von anderer Herkunft zu sein.

Madame Carmontel rief das Dienstmädchen und wies es mit leiser Stimme an, ihr Bett zu richten.

»Schon? Sie sind schon müde, Maman?« fragte Raymonde.
»Sie sehen auch heute abend gar nicht gut aus.«

Madame Carmontel erwiderte nichts und wandte sich an Antoine:

»Dieser Junge, dein Freund Dominique Hériot, ich habe gehört, er hat die kleine Saint-Clair geheiratet. Stimmt das?«

»Ich weiß nicht. Warum fragen Sie mich das?«

»Nur so.«

»Sie hat erraten, daß Dominique Hériot etwas mit der Laune, dem Schweigen von Gilbert zu tun hat. Ihr Mutterinstinkt ist wach. Wenn es sich um mich handelt, ist sie weniger scharfsichtig«, dachte Antoine.

Auf ihren Stock gestützt, verließ Madame Carmontel das Zimmer; etwas später gingen die drei Söhne, einer nach dem anderen. Pascal war zu einem Abendessen eingeladen. Antoine ging zu seiner Geliebten, Gilbert zu sich nach Hause. Der alte, oben offene Aufzug zitterte und ächzte, während er sich langsam den unteren Etagen näherte. Das Treppenhaus, dunkel und riesengroß, wie früher üblich, war still, finster, feierlich wie eine Kathedrale. Als das Tor hinter ihnen ins Schloß fiel, atmeten die Söhne erleichtert auf.

Die Eltern gingen zu Bett. Der alte Carmontel löschte die Lichter und betrat die Bibliothek, wo er ein Buch suchen wollte, das er bis zum Morgen bei sich behalten würde. Er hatte schon eine Wahl getroffen; sie fiel auf die vier oder fünf Klassiker, die er unaufhörlich wiederlas, doch er kostete die Vorfreude noch ein wenig aus, zögerte lange und streichelte die Einbände mit liebevoller Hand. Zuweilen nahm er aufs Geratewohl ein Buch heraus, las nicht darin, sondern öffnete es nur und sog seinen Geruch ein, wie man an einem Wein schnuppern mag, stellte

es dann an seinen Platz zurück und suchte sich einen anderen Band aus.

Schließlich kam er mit den Büchern unterm Arm in das Zimmer, das er mit seiner Frau teilte, und legte sich hin. Sie schlief noch nicht; zuerst klagte sie über Schmerzen im Bein, dann fragte sie:

»War das Essen gut? Ich habe keinen Bissen herunterbekommen ... Sie sind nicht lange geblieben ... Immer in Eile, immer in Bewegung. Die Eltern kommen an letzter Stelle, das weiß man ja, aber schließlich ... Ich begreife nicht, was Raymonde will. Wie zieht sie ihre Kinder auf? ... Der kleine Bruno soll mit fünf Jahren anfangen, Geige zu spielen. Das ist viel zu früh. Er ist so zart, der Kleine. Er wird so werden wie Gilbert ...«

Er hörte zu und antwortete, jedoch nicht auf das, was sie sagte, sondern auf das, was ihn selbst bewegte:

»Pascal hat den Brief von Fargue nicht gefunden. Aber ich bin sicher, er war bei den Akten. Ich glaube, er hat sich nicht einmal die Mühe gemacht, danach zu suchen. Ich kenne keinen weicheren Jungen, keinen, der leichtfertiger wäre, trotz all seiner Aktivität ... Ich mache jetzt die Lampe aus, Berthe«, sagte er schließlich.

Er würde warten, bis sie eingeschlafen war, um dann wieder Licht zu machen und anzufangen zu lesen. Sie würde die Augen schließen und sich schlafend stellen: Sie wußte, wie sehr er es liebte, ungestört zu lesen. Doch zuvor mußte sie noch weiter klagen, sie brauchte es, diesen langen Seufzer in dem dunklen Zimmer zu vernehmen, den Klang dieser Stimme, die ihr Sicherheit gab. Ja, das war es, was sie suchte, was nur das Paradies, wenn es existierte, ihr geben konnte. Sicher zu sein ... »Am Busen Gottes ruhen ...« Wo hatte sie das gele-

sen? ... Vertrauensvoll, beruhigt, versöhnt auf immer am Busen Gottes ... Pascal, Gilbert, Raymonde ... der kleine Bruno, die kleine Brigitte, das dritte Kind, das bald geboren würde, Gilbert ... Ach! Wie schwer war es, diese innere Unruhe mit sich herumzutragen! Gilbert war wie sie. Sie hatte unendliches Mitleid mit ihm. Es hatte immer so ausgesehen, als wäre Pascal zum Glück bestimmt. Pascal war ihre heimliche Rache am Schicksal. Guter kleiner Pascal mit den roten Wangen. Antoine ... Sie erinnerte sich plötzlich an jenen Novembertag des Jahres 14, als er das erste Mal von der Front nach Hause kam und sie an Stelle des Heranwachsenden, der einige Wochen zuvor abgereist war, einen Mann mit bärtigem Gesicht und tief in den Höhlen liegenden Augen gesehen hatte, dessen Gang gleichmäßig und langsam gewesen war und der kaum einmal den Mund geöffnet hatte, um zu sprechen. Es war seltsam ... Die beiden anderen waren trotz der Jahre, trotz des schrecklichen Krieges ihre Kleinen geblieben, ihre Babys, und man mußte manchmal an sich halten, um ihnen nicht das Haar aus dem Gesicht zu streichen wie früher und sie in den Armen zu wiegen; aber Antoine war ein Mann, ein Fremder. Pascal ... Gilbert ... Indessen war das große, so freundliche Messingbett, von dem ihr Körper jede Mulde kannte, und der Atem ihres Mannes im Dunkeln das, was dem inneren Frieden am nächsten kam. Sie fuhr fort, mit gedämpfter Stimme Dinge zu äußern, alle möglichen Dinge, die ihr in den Kopf kamen. Er wartete ab, ohne jede Ungeduld. Die brummige Stimme der alten Frau störte seine Ruhe schon längst nicht mehr, jene Stille des Herzens, die am Ende eines Tages in ihm entstand, am Ende des Lebens ... Berthes Anwesenheit an seiner Seite beruhigte ihn vielmehr, entspannte ihn. Und doch, wie viele Tränen waren in diesem Bett vergossen worden, wie viele Nächte hatte



Irène Némirovsky

Zu zweit

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 256 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-8135-0587-0

Knaus

Erscheinungstermin: Oktober 2015

„Wann würde man aufhören zu kämpfen, sich zu zerfleischen, und anfangen, einander Gutes tun zu wollen?“ – Irène Némirovskys Psychogramm einer Ehe

Mit „Zu zweit“, Irène Némirovskys großem Roman über die Anatomie einer Ehe, wird die deutschsprachige Edition ihrer Werke abgeschlossen. Wie in „Suite française“ zeigt sich die Autorin auf der Höhe ihres schriftstellerischen Könnens. Mit scharfem Blick und emotionaler Klarsicht untersucht sie den schwierigen Übergang einer rauschhaften Liebe in erfüllten Ehealltag und erforscht die Bande, die zwei Menschen über die Jahre zusammenhalten.

 [Der Titel im Katalog](#)